

ihm die Worte gesetzt: „Was er im Lieb gelebt, geahnt im Reiche der Löwe, Am Urquell schaut er es nun: Das Wahre und das Schöne.“

Weihnachtsfeier im Norden und im Süden

Von Christian Becker

Mund um den ganzen Erdball, soweit Menschen den Namen Christi bekennen, wird nun die heilige Stunde seiner Geburt feiernd begangen. Im heißen Wüstenlande und auf dem weiten Weltmeere, im Eise der Polarzone, wie im dichtem Urwalde, der kaum einen dürftigen Hockhaue Mann gönnt: überall tun sich an diesem Abende die Christenente zusammen, und kein Herz ist so verhärtet, daß es nicht zu dieser Zeit weich würde, kein Sohn so verloren, daß er nicht an diesem Abende seines Elternhauses gedächte, der Lieber, die seine Mutter mit ihm gesungen, der Gaben, die sie ihm liebreich gesendet, und der Väther, der Lichter am Weihnachtsbaum. . . . Vielfältig sind die Formen der Weihnachtsfeier: ein Gefühl der hoffnungsvollen, jubelnden Freude, die ihrer Erfüllung gewiß ist. Christ ist geboren, die Welt zu erlösen, und die Sonne macht nun Halt, um bald wieder aufwärts zu steigen und der Welt Lust und Lenz zurückzubringen. Nur daß diese Empfindung weit mächtiger, tiefer und inniger im Norden als im Süden sich ausbilden mußte, wo die Winterferien und die Nebelzunge um diese Jahreszeit die Herrschaft führen, wo das Wunder von Bethlehem und das der Wiedergeburt des Jahres seit uralter Zeit schon in der Volkseele zusammengelassen sind und die große Glücks- und Selbstschickung des Jahreslaufes, des ewigen Lebenskreislaufes bedeuten. Das schauernde Seligkeitsgefühl, dies (wie Angelus Silesius sagt) Aufwachen des „gefrorenen Christen“, das den Söhnen des Nordens das im Christbaum so herrlich symbolisierte neue Lebenslicht bringt, das ist den Kindern eines ewig heiteren Himmels für immer versagt und fremd. Und darum, soweit auch die Weihnachtsfeier der östlichen Christenheit, der Russen, der Griechen, der Armenier, von der des Westens verschiede ist, die typischen Grundformen und Gegenstände der Feier kann man nur erkennen, wenn man den Norden gegen den Süden stellt und beobachtet, wie ganz verschiedene dort und hier Natur und Volksleben die Nacht der Weihe gestalten.

Lassen wir uns denn von dem Gedanken, den schon Homer als den schnellsten Reisenden bezeichnet hat, zu der sagenreichen Insel entföhren, die einsam und fern im Nordmeere schwimmt: zur letzten Heimat der Skalden, nach Island. In Neffsköv hat das Christfest in neuerer Zeit viele Züge eines lebensfrohen Volksfestes angenommen; doch wir lassen die Stadt, die, so bescheiden sie uns auch erscheinen will, doch für isländische Verhältnisse eine Großstadt ist, hinter uns und wandern hinaus in die wilde Einsamkeit des Innern, wo in einem Tale ein verlorener Pfarrhof sich zum „Fullefse“ rüht. O, was ist das für ein emiges Leben in dem stillen Hofe, schon seit Wochen! Seit dem Oktober bereits schürren die Spinnräder den ganzen lieben Tag, und ist das Spinnen und Weben geschafft, dann beginnt das Wälen und Kochen und Baden — das Schenern auch nicht zu vergessen, denn blühblau muß das Haus sein, das Christfest zu empfangen. Man muß nämlich wissen: zur Weihnacht bekommt das isländische Kind neue Kleider von Kopf bis zu Fuß, und eine schwere Stände ist's, wenn sie verlagert werden. Ist er nun angebrochen, der langersehnte Tag — im Dunkel des nordischen Winters — so wird das kleine Volk zunächst in ein brühheißes Bad gesetzt, und dann bekommt es seine neuen Gewänder. Nur kann es sich ihrer noch nicht so recht erfreuen, denn an diesem Tage gibt es vom Morgen ab nichts mehr zu essen, und wenn bei der Hausanacht gegen Abend der würdige Pfarrherr all seinen Hofsleuten vom Christwunder erzählt, da herrscht sich wohl mancher Blick auf die Tür zum Weihnachtsnacht. Da biegen sich die Köpfe unter all den schönen Sachen, ein jeder darf für sich und seine Freunde und Verwandte mitnehmen, wie viel er mag — so reichlich ist das Weihnachtsmahl. Und nun, wenn es genossen und diese Lust gekostet ist, kommt der Höhepunkt der Feier: die Aussetzung der Nichte. Sie haben sie im Hause entstehen sehen, all die schönen Nichte, und wenn sie sie so recht sauber, glatt und dick geraten haben, haben sich die Kinder oft gefragt, welches wohl das ihre zu werden bestimmt sei. Nur haben sie es, und unendlich ist die Freude, es zu betrachten, es anzuzünden und wieder auszubüßen. Ein Licht im hohen Norden: das ist das bescheiden = einfältige Symbol der Weihnachtsfreude,

stark genug, die Flammen des Glücksgefühls anzufachen. In diesem Geühle geht der Abend still und froh dahin; noch geht manche Mår in Island um von den alten, unholden Geistern der Julzeit, vom Niefenfräulein Gilttrutt, das sich in jeder Christnacht einen Mann holte, bis sie sich mal vom Weihnachtsstabe überraschen ließ und zu Stein wurde, und darum darf man am Christabend keine profanen Unterhaltungen, als etwa Kartenspiel, pflegen. Am nächsten Tage aber sammelt sich alles von nah und fern in dem schlichten Holzstichlein, das durch einen behändigen Nachlosen geheilt wird — o, noch erinnern sich alle, wie man vor kurzem noch zu Weihnacht in der Kirche frieren mußte! Und wenn auf der alten Seideninsel die frohe Botschaft verkündet ist, dann bliegt alles zusammen zum gemeinsamen Kaffeetrinken, und es geht schon stark auf den Abend, wenn die letzten die gemüthliche Gesellschaft verlassen. Dann wird es wieder still auf dem isländischen Pfarrhofs, doch lange noch geht die Rede von dem schönen Christabend.

Das ist das Nührende an diesen hochnordischen Weihnachtsfestern: das Glück in der Bescheidung, die Freundesfülle in der engen Form. Und Island liegt doch noch immer „in der Welt“, aber vom Oktober bis zum Frühjahr ist das eilige Grönland ganz von ihm abgeschnitten, und da ist denn Weihnacht schlechtweg das Ereignis der Winterszeit. Um so mehr, als auch hier die Sitte blüht, sich zu Weihnachtsfesten einzulieben: was ist da nicht schon vorher monatlang zu schaffen! Die bunten Saarbänder, die sammeten, hohen, farbigen Stiefel, die lustigen Perlenkranze, die Kappen: alles ist neu zu schneiden, zu nähen oder doch wiederherzustellen, und der Kaufmann im Laden der Kolonie weiß vor Kunden: nicht aus noch ein. Aber sie sind gebüht, diese Kunden; nein, sie haben es gar nicht eilig; das ist ja die große Neugierde dieses weltfernen Wüsten, und hier ein Gläubiger zu warten und zu schwätzen und schließlich ein kleines Häuflein Kaffee als Weihnachtsbrautgabe mit heim zu nehmen: das ist für die munteren Eskimos und Eskimofrauen schon ein süßer Vorgegeschmack des Festes. Selbst der Christbaum hat hier in die Arktis schon seinen Weg gefunden.

Freilich, Grönlands Eisberge tragen keine Tannen, aber geschickte Hände puzen eine Stange mit Heide aus, die sie mit Wacholderzweigen besetzen, und das gibt einen gar keinen Christbaum! Des Abends aber harret der Jugend die schönste Stunde: das ist der Weihnachtsstau.

Doch nun versehen wir uns aus Eis und Schnee und Dunkelheit in den sonnigen Süden — nach Neapel, wo um die Weihnachtszeit die Rosen duften, auf den Toledo, die berühmte, kilometerlange, enge, malerische Hauptstraße der Stadt — und wie ein Nebelphantom liegt des Nordens Weihnachtsfeier hinter uns. Hier reißt sich Bude an Bude, eine bunter als die andere, eine unermeßliche Menge füllt die schmale Straße, die Verkäufer schreien um die Bette und wenden alle Mittel des neapolitanischen Volksweises an, die Käufer zu locken und ihre Waren zu preisen. Jeder ist ein vollendeter Komödiant, und das Publikum antwortet und spielt mit, und es ist ein Lachen, Jubeln, Lärmen, daß der ganze Toledo widerhallt. Die Nacht bricht herein, und immer höher steigt die Flut. Der Dubelstact läßt seine schrillen Weisen ertönen, Pulcinello zeigt seine Künste, an jeder Ecke ein Feuerwerk, über jedem Torwege eine Illumination von bunten Lampen, Raketen steigen gegen den schwarzblassen Nachthimmel auf, flammende Fackeln schwanzen durch die Menge. Da schlägt es Mitternacht — die Glocken von allen Kirchen erklingen und rufen zur Christmette, und schnell leert sich der Toledo, und in den Kirchen liegt das Volk andächtig auf den Knien. In dieser Stadt voll unerhöplicher Lebenslust, wo der Tod selbst zum Feste wird, wird die heilige Nacht als rauchendes Volksfest begangen. Hier gibt es keine Ahnungen, keine Sehnsucht, keine „heiligen Schauer fromm in der Brust“: heitere Gegenwart ist alles.

Doch gibt es in der Welt nur ein Neapel, und wenn auch die Weihnachtsfeier im Süden überall das Gepräge frohen Wehagens am Augenblick trägt, so fehlt es doch anderwärts nicht an ernsteren Zügen. An diesem Tage besucht in Spanien der Militärregiment, von Advokaten begleitet, die Militärgefängnisse und die Zivilbeamten die bürgerlichen Gefängnisse, und feierlich, von Amts wegen, teilt er einer Anzahl von Sträflingen, die wegen kleinerer Vergehen verurteilt sind, ihre Verurteilung mit. Ein Strahl des Weihnachtslichtes in das Dunkel der Gefängnisse, in das Dunkel vergrämter Seelen. Indes ist die Stadt draußen geschäftig und munter, die Läden erleuchtet und gepußt, und alle Welt dabei, die Süßigkeiten einzubacken, die seit alters für den Spanier zum Christfest gehören: den Mandelluchen und die kandierten Früchte. Aber so lustig es dabei auch zugeht, so feiert doch jedermann am Abend in sein Heim zurück, und der Arme wie der Reiche sammelt seine Lieben zum Weihnachtsmahl um sich. Wenn das Dunkel her- einbricht, glänzt heut' in jedem Hause ein Lämpchen auf, und eine eigene Kerze wird vor dem Bilde der allerheiligsten Jungfrau angezündet. Denn frommer Glaube weiß, daß die Jung-

er
st
om
ne
al
ter
um
st
es
sh
je
er
en
hat
en

lie,
en

jen
tet
em
gt,
sich
der
kur
so
ist
etz

des
:hm
auf
ine
ster
ach
th-
em-
eu.
arg
nen
des
ges
fall
ner
ab,
un-
gen
hre
ven
als
iter
rr-
ren-
als
and
nnt